

Doris Gerbig: Intersektionalität: Machtkategorien und Körperlichkeit. Race, Gender, Class, Dis-Ability – alles zusammen denkbar!?

Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Behinderung ohne Behinderte?! Perspektiven der Disability Studies“, Universität Hamburg, 14.11.2011

Hallo liebe Anwesenden,

ich freue mich sehr über das Interesse an meinem Vortrag und möchte zunächst dem ZeDiS meinen allerherzlichsten Dank für die Einladung aussprechen!

Vielleicht fragen sich einige zu Recht, wie ich, als weiße, nicht-behinderte Frau dazu komme, hier zu stehen und über mögliche Verbindungen zwischen Disability Studies (DS) und Intersektionalität zu sprechen. Deshalb ist es mir sehr wichtig, diesen Vortrag mit einer Positionierung zu beginnen, d. h. nicht meine Privilegien und Benachteiligung gegenüber zu stellen, sondern mich zu Gegenstand und Inhalt dieses Vortrags ins Verhältnis zu setzen.

Ich selbst habe mehr zum Thema Intersektionalität gearbeitet und keine eigene theoretische oder empirische Arbeit im Feld der Disability Studies geleistet, bin aber schon eine Weile sehr an den Inhalten der DS und auch an Anknüpfungslinien zu queerer Theorie und Praxis interessiert. Das, was ich bei Wissenschaftler_innen und/oder Aktivist_innen wie Elsbeth Bösl, Claudia Franziska Bruner, Swantje Köbsell, Heike Raab und Anne Waldschmidt gelesen habe, hat meine Sicht auf die Welt und die Wissenschaft verändert. Deshalb wird sich dieser Vortrag auch in weiten Teilen auf ihre Arbeiten beziehen, während ich diese nutzen möchte, um zu reflektieren – und zwar auf das zentrale Thema Körperlichkeit, das sowohl für queere Politiken als auch innerhalb von emanzipatorischen Perspektiven der Disability Studies eine zentrale Rolle spielt. Aber eben diese, ist keine unproblematische Verbindung und von Seiten der Queer Studies aus, auch oft eine zu wenig beachtete. In einer kritischen Auseinandersetzung mit den Ansprüchen intersektionalem Denkens, steht für mich dabei auch die Hinterfragung eigener Gewissheiten an.

Auch aus der Zusammenarbeit mit dem ZeDiS habe ich gelernt, theoretische Ansichten oder Ansätze zu hinterfragen, auf die ich mich lange gestützt hatte. Zum Beispiel der wichtige Hinweis, dass hinter der Euphorie über Intersektionalität auch die Gefahr gesehen werden muss, dass wenn endlich ein Analysewerkzeug gefunden wäre, dass die differenziertesten Formen von gesellschaftlicher Verortung bis ins kleinste Detail erfassen kann, es sich auch dafür missbrauchen ließe, um noch besser zurichten und/oder kontrollieren zu können.

Als Teil der AG Queer Studies und aus einem queer-feministischen Hintergrund dazu-kommend, habe ich durch die Kooperation aber auch die Chance bekommen, viele Leerstellen meines eigenen Denkens und Handelns zu entdecken und entdecke diese immer noch. Beginnend mit einer nun schon seit einigen Semestern andauernden regelmäßigen Kooperationen zwischen der Vorlesungsreihe "Jenseits der Geschlechtergrenzen" der AG Queer Studies und "Behinderung

ohne Behinderte?!", entstand z. B. auch ein gemeinsamer Workshop der im Januar 2010 lief und den Titel „Queer meets Disability“ trug. Außerdem durfte ich zusammen mit den Mitarbeiter_innen aus dem ZeDiS und anderen die Winterschool „Intersektionalität als Kritik“ organisieren und durchführen. Das Umdenken hat bei mir einerseits auf berufsbezogener und praktischer Ebene statt gefunden: ich möchte zukünftig gerne mehr als Schriftmittlerin arbeiten und habe begonnen die Deutsche Gebärdensprache zu lernen, da die Bedeutung von Barrierefreiheit als Konsequenz, die ich aus der Zusammenarbeit gezogen habe, auf allen Ebenen der Kommunikation für mich ein wichtiges Anliegen geworden ist. Aber all dies hat mir gezeigt, dass ich meine Privilegien nicht abstreifen kann, sondern auch wenn ich daran arbeite, sie mir bewusst zu machen, ständig in dem Bemühen scheitern kann und muss, sie nicht auszuspielen.

Durch verschiedenste Erfahrungen, die ich dabei gemacht habe mich auch anti-abelistisch und anti-rassistisch zu engagieren, denke ich andererseits viel darüber nach, was gute Bündnisarbeit und die Rolle von verlässlichen Verbündeten ausmacht. Sich der eigenen Privilegien bewusst werden ist ein wichtiger Startpunkt, es darf aber damit nicht aufhören. Sprechpositionen abgeben, öfter mal die Klappe halten und sich selbst zurücknehmen und andere das Agenda-Setting machen lassen, wären einige der wichtigen Punkte, um weiße, gesunde Privilegien nicht weiter fortzusetzen. Das Scheitern dann heute in dem Vortrag: ich beziehe mich zwar möglichst nur auf die Arbeiten von nicht-weißen und/oder nicht-norm-gesunden Wissenschaftler_innen, nehme mir aber dennoch viel eigenen Raum zum Sprechen. Nicht vereinnahmend, sondern unterstützend zu agieren, ohne sich wieder in den Vordergrund zu drängen und Imagepflege betreiben zu wollen, ist auch ein Vorsatz, der mit Vorsicht gefüllt und dabei verstehbar gemacht werden muss und nicht von alleine funktioniert. Lieb gewonnene privilegierte Gewohnheiten aufgeben zu wollen, wie z. B. um der Barrierefreiheit Willen, freies Sprechen sein zu lassen ist dabei noch viel leichter als das Verstecken hinter möglichst unverständlicher akademischer Sprache sein lassen – daran werde ich sicherlich heute grandios scheitern und meine Übersetzungsversuche kommen mir selbst völlig unausgereift vor. Schließlich noch eine der wichtigsten Ent-privilegierungs-strategien: nämlich Ressourcen abgeben oder zur Verfügung stellen und sich selbst und eigene Netzwerke zur Multiplikatorin für Anliegen von minorisierten Gruppen zu machen. Aber wie zum Vehikel, zur Verteilerin werden, ohne aus privilegierter Position dabei ÜBER andere zu sprechen? Im Moment fällt mir dazu nur die Petition für mehr Barrierefreiheit ein, denn dort hat die Website der Queer Ag, ihre Werbeinfrastruktur und vor allem die Arbeit zweier Leute aus der AG, als Ressource gedient, um dieses Anliegen verbreiten zu können. All dies sind Punkte, die mir grundlegend erscheinen und zugleich muss ich mir darüber klar sein, dass ich immer wieder Fehler machen und dabei aus meiner privilegierten Position heraus verletzend agieren werde. Und dass ich die Kunst der aufrichtigen Entschuldigung ohne Rechtfertigung und Abwehr immer weiter trainieren muss. Sich 'zu-Recht-weisen-lassen' genießen lernen!

Letztlich profitiere ich jetzt aber auch noch durch meine Verbindung zum ZeDiS und will mein Möglichstes tun, um die Verantwortung ernst zu nehmen und um das Vertrauen, dass in dieser Einladung zum Vortrag und der Anfrage liegt, ein Seminar für das ZeDiS zu machen, nicht zu enttäuschen.

Der Vortrag soll sich nun also mit möglichen Verbindungen zwischen den Anliegen der Disability Studies und den Ansätzen intersektionellen Denkens befassen. Dazu werde ich zunächst kurz die Herausbildung des sozialen Modells von Behinderung nachvollziehen, um von da zum Anliegen und der möglichen Füllung eines 'kulturellen Modells' zu kommen. Danach werde ich mir Ausgangspunkte von und Ansprüche an intersektionales Denken aus der kritischen Perspektive zweier sozialer Bewegungen heraus anschauen: der politischen Kämpfe von Women of Color und von Frauen mit Behinderung. Dabei werde ich bewusst nicht eine Nacherzählung von weißen Weiterentwicklungen der Intersektionalität machen, sondern versuchen diese Einsätze mit Disability Studies und dem kulturellen Modell von Behinderung zusammen zu bringen. Abschließend sollen dann Menschen und die Materialität ihrer Körper, damit nochmal in den Fokus genommen werden.

Ich möchte hier eigentlich lieber von „Menschen, die behindert werden“ statt „Menschen mit Behinderung“ sprechen, denn dies könnte, wie ich hoffe, die Prozesshaftigkeit und die Zuschreibungspraxen in diesem Feld betonen. Wie Heike Raab (2007) beschreibt, dient die Neubestimmung von Behinderung „als soziokulturelles Differenzierungsverfahren“ - innerhalb dessen abgesteckt wird, was als normal oder gesund gelten darf – genau der Hinterfragung dieser dualen und hierarchischen Gegensätze. Die Sicht auf die Welt ändert sich unentwegt und auch Menschen die heute noch als gesund gelten, können sich dessen nicht für den Rest ihres Lebens sicher sein. Dies sollte zu geeigneten und der Positionalität von Menschen Rechnung tragenden, Praxen der Bewusstwerdung und Solidarität führen. Einteilungen von Menschen sind auch wissenschaftlich nicht auf alle Zeiten fest geschrieben und haben sich gerade durch die Wissensproduktion und den Aktivismus in den Disability Studies schon als angreifbar und veränderbar erwiesen. Dies zeigt sich schon in der Begründung der DS.

Startpunkt: Vom individuellen zum sozialen Modell

So wurde, Anne Waldschmidt folgend, das Erstarken kritischer Sozialwissenschaften und die Auseinandersetzungen um Macht, Wissen und Subjektivität zum Boden, auf dem sich Disability Studies entwickeln konnten. Initiiert im anglo-amerikanischen Sprachraum, können beispielsweise der amerikanische Medizinsoziologe Irving K. Zola und der englische Sozialwissenschaftler Michael Oliver als Gründungsväter der DS gelten. Das Bestreben war von Anfang an,

selbstbestimmter Wissensproduktion und Aktivismus Raum zu geben und damit auf die Veränderung der Verhältnisse gerichtet. Alles ging mit der Absage an das „individuelle Modell“ von Behinderung und der zugehörigen Sichtweise von Medizin und Reha-Industrie los. Diese Perspektive:

„setzt Behinderung mit der körperlichen Schädigung oder funktionalen Beeinträchtigung gleich und deutet sie als schicksalhaftes, persönliches Unglück, das individuell zu bewältigen ist. Als geeigneter Lösungsansatz gilt die medizinisch-therapeutische Behandlung. Die Gesellschaft kommt bei diesem Modell nur insofern ins Spiel, als allgemein vorhandene Vorurteilsstrukturen als hinderlich für das individuelle *Coping-Verhalten* und die Annahme einer 'behinderten Identität' betrachtet werden. Weitere Prämissen des individuellen Modells sind die Expertendominanz im rehabilitativen Versorgungssystem und das Verwiesensein der Behinderten auf Sozialleistungen, deren Empfang an soziale Kontrolle und Disziplinierung gekoppelt ist.“ (Waldschmidt 2005: 17)

Aber alleine der emanzipatorische Abkehrversuch von dieser Sichtweise führte nicht automatisch zu mehr Selbstbestimmung und weiter zu neuen Problemen, die im Zusammenhang mit dem sozialen Modell von Behinderung diskutiert werden. Allerdings markiert die Etablierung und Erkämpfung des, sich aus dieser Abkehr entwickelnden sozialen Modells von Behinderung, den Beginn eines neuen Paradigmas, eine entscheidende Veränderung der Sichtweise.

Während das individuelle Modell die funktionalen Beeinträchtigungen von Körpern zum Ausgangspunkt für ihre Form der *Heilung durch Zurichtung* macht, geht das soziale Modell von der sozialen Benachteiligung in der Gesellschaft, als den einzig entscheidenden Faktor für Behinderung aus. Der Kerngedanke des sozialen Modells:

„Behinderung ist kein Ergebnis medizinischer Pathologie, sondern das Produkt sozialer Organisation. Sie entsteht durch systematische Ausgrenzungsmuster, die dem sozialen Gefüge inhärent sind. Menschen werden nicht auf Grund gesundheitlicher Beeinträchtigungen behindert, sondern durch das soziale System, das Barrieren gegen ihre Partizipation errichtet. [...] Entsprechend wird soziale Verantwortlichkeit postuliert und die Erwartung, dass nicht der einzelne, sondern die Gesellschaft sich ändern müsse.“ (Waldschmidt 2005: 18)

Aus dieser Sicht gelten Menschen, die behindert werden, nicht als passive Sozialleistungsempfänger_innen, sondern im Zentrum steht die Forderung, Menschen, die behindert werden endlich als mündige Bürger_innen anzuerkennen, die zu Selbstbestimmung und demokratischer Teilhabe fähig sind – vielmehr als das: Es ist ihr Recht! Von da kommend sind wir in der Bürger_innen- oder Menschenrechtspolitik und von da kommend, ist der Ansatz sowohl an wissenschaftliche Debatten wie auch an private Lebenspraxis anschlussfähig. Anne Waldschmidt warnt aber dennoch davor, das im englischen Sprachraum entstandene, soziale Modell unreflektiert für den deutschen Diskurs zu übernehmen. Sowohl im alltagsweltlichen Sprechen als auch in wissenschaftlichen Kontexten findet eine Vermischung oder Gleichsetzung der Ebenen statt, denn das Deutsche unterscheidet nicht klar zwischen körperlicher Beeinträchtigung und sozialer Behinderung. Außerdem kann in Deutschland nicht davon gesprochen werden, dass das soziale Modell von Behinderung angekommen ist. Barrierefreiheit ist hier trotz Ratifizierung der BRK viel zu oft ein Fremdwort und im europäischen Vergleich ein völlig unterentwickeltes und noch zu erkämpfendes soziales Gut.

Kritikpunkte am sozialen Modell, seinen Prämissen und Implikationen verortet Waldschmidt aber auch im Spannungsfeld um Identitätspolitik, dem methodologischen Status des Modells sowie auf der Ebene der empirischen Erkenntnisgewinnung, also den Lebensrealitäten von Menschen. Auch für mich in diesem Vortrag ist der Stellenwert des Körpers zentral in der Auseinandersetzung mit dem sozialen Modell. Denn in einer frontalen Gegenüberstellung zwischen „Beeinträchtigung“ (Körper) und „Behinderung“ (soziales Umfeld) würde auch der Dualismus Natur und Kultur ungebrochen fort geschrieben. Damit ist Behinderung zwar endlich ein soziales Problem, allerdings ist die Zuschreibung und Einstufung von gesundheitlicher Beeinträchtigung weiterhin ein biologisch-medizinisches Faktum und nicht weiter hinterfrag- oder angreifbar. Anne Waldschmidt bezieht sich auf die Arbeiten von Michel Foucault und fordert:

„Aus einer theoretisch differenzierten Sicht muss nicht nur Behinderung, sondern auch die Schädigungsebene als gesellschaftlich hergestellt begriffen werden. Die medizinischen Kategorien, die im Rahmen des individuellen Modells für die 'impairment' genannten körperlichen Merkmale benutzt werden, sind nicht ahistorische und gesellschaftsneutrale Gegebenheiten, naturwissenschaftliche oder gar 'natürliche' Tatsachen, sondern sie haben - wie Behinderung - ebenfalls ihre Geschichte, ihre kulturelle Bedeutung und ihre sozialen Konstruktionsmodi.“ (Waldschmidt 2005: 22)

Nicht nur für 'normale' oder 'gesunde', sondern auch für den 'beeinträchtigten', 'verletzten' oder 'chronisch erkrankten' Körper gelte, sie zwar als biologische und physische Größe anzuerkennen, dennoch haben Körper eine Geschichte und Biografie mit Bedeutungen und Erfahrungen sowie

sozialem Handeln in bestimmten gesellschaftlichen Gefügen. All dies findet miteinander verwoben und gleichzeitig in einem lebenslangen *Einschreibungsprozess* statt, aber niemals in einem machtfreien Raum, was die binäre Trennung zwischen 'Natur' und 'Kultur' als Kurzschluss und wenig produktiv erscheinen lässt.

Ein weiteres Manko, das soziales und individuelles Behinderungsmodell miteinander teilen ist, dass beide Ansätze Behinderung primär als ein 'Problem' wahrnehmen, das in irgendeiner Weise der 'Lösung' bedarf. Ein eindeutig positives Verständnis, ein affirmatives Modell, das Behinderung als positive, produktive Erfahrung wahrnimmt und Begriffe wie Lebensstil, Kultur und Identität ins Spiel bringt, bietet das soziale Modell nach Waldschmidt nicht. „Letztendlich handelt es sich sowohl bei dem individuellen als auch bei dem sozialen Modell um operative Strategien, anwendungsorientierte Programme, die Lösungsvorschläge formulieren für etwas, was offenbar ‚stört‘ und deshalb ‚behoben‘ werden soll.“ (Waldschmidt 2005: 23)

Zur Bedeutung eines kulturellen Modells

Vor diesem Hintergrund fragt Anne Waldschmidt ob es für die emanzipatorische Zielsetzung der Disability Studies, nicht gewinnbringender ist, 'Behinderung' als eine spezifische und machtvolle Form der 'Problematisierung von körperlicher Differenz' darzustellen. Ein kulturwissenschaftlicher Perspektivwechsel könnte den sozialwissenschaftlichen Ansatz und das soziale Modell erweitern.

„Aus kulturwissenschaftlicher Sicht genügt es nicht, Behinderung als individuelles Schicksal oder diskriminierte Randgruppenposition zu kennzeichnen. Vielmehr geht es um ein vertieftes Verständnis der Kategorisierungsprozesse selbst, um die Dekonstruktion der ausgrenzenden Systematik und der mit ihr verbundenen Realität. Nicht nur Behinderung, sondern auch ihr Gegenteil, die gemeinhin nicht hinterfragte 'Normalität' soll in den Blickpunkt der Analyse rücken.“ (Waldschmidt 2005: 25)

Dadurch könnte nicht nur Behinderung, sondern auch ihr vermeintliches Gegenteil, das 'Normale', die unhinterfragte Normalität auf den Prüfstand kommen. Dann kann eben auch analysiert werden, wie jegliche Identität, auch die der Nicht-Behinderung sowohl durch geschichtlichen Wandel/sich ändernden Zuschreibungen, als auch von Deutungsmustern des Eigenen und der Fremden, von Prozessen des 'otherings' bestimmt ist. Behinderung und Nicht-Behinderung sind einander interaktiv herstellende sowie strukturell und kulturelle verankerte Praktiken, was die geschichtliche Wandelbarkeit von Ausgrenzungs- und Stigmatisierungsprozessen zum Vorschein bringen kann. Im besten Falle ließe sich damit der Spieß umdrehen: „Nicht behinderte Menschen als

Randgruppe, sondern die Mehrheitsgesellschaft wird zum eigentlichen Untersuchungsgegenstand.“ (Waldschmidt: 26/27) Der machtvolle Konstruktionsprozess vom Wissen über Körper, Normalität und Abweichung, exklusive und inklusive Praktiken und die Herstellung von Identität wird sichtbar.

Heike Raab nennt die Umkehrung und Ziel dieser Perspektive „eine Neubestimmung von Behinderung als soziokulturelles Differenzierungsverfahren jenseits dualer und hierarchischer Gegensätze“ (Raab 2007). Ein kulturelles Modell von Behinderung bliebe dann nicht bei der Forderung nach Sozialleistungen und Partizipation stehen, um Anerkennung und Teilhabe realisieren zu können, sondern bedarf einer kulturellen Repräsentation: Eines positiven Bezugspunkts, der Möglichkeit Behinderung nicht als zu lösendes Problem einer Randgruppe zu fassen, sondern als integralen Bestandteil jeder Gesellschaft leben und darzustellen zu können.

Die Materialität des Körpers aber zu ignorieren wäre fahrlässig und falsch. Auch Claudia Franziska Bruner spricht sich für den *cultural turn* und damit den Einbezug der kulturelle Produktionsweisen von Diskursen und Körpern in die Disability Studies aus. Sie bezieht sich dabei auf die Diskursanalyse, die Dekonstruktion und auf Butlers Einsätze gegen die Trennung von Geschlechtskörper (Natur) und Geschlechtsidentität (Kultur), um aber gleichzeitig manifeste Lücken aufzuzeigen, welche eine direkte Übertragung in die DS unmöglich machen. Sie schlägt vor, nicht naiverweise die Materialität des Körpers als solche in Abrede zu stellen und vertritt die These, „dass Körper ebenso wie die aus ihrer Wahrnehmung abgeleiteten emotionalen Empfindungen einer Betrachtung überhaupt nur soziokulturell zugänglich sind.“ (Bruner 2005: 83) Diese Betrachtung erfordere eine diskursanalytische Wendung der Disability Studies. Die Betonung liegt dabei aber auf der Macht: denn Diskurs bieten nicht nur eine bestimmte Art an über Körper und Behinderung/Krankheit zu reden, sondern sie verschaffen als Artikulationen und aktive Agenten sowohl einen Zugang zur Beschreibung der materiellen Welt und besitzen dabei zusätzlich noch einen produktiven Charakter. „Dabei haben wir es mit Macht zu tun, denn wir können nicht davon absehen, welchen Zugang wir jeweils zu den Diskursformationen haben, ebenso wenig wie wir davon absehen können, auf welche Weise die Diskursformationen Gestalt annehmen.“ (Bruner 2005: 83) Angesichts des fortlaufenden historischen, sozialen und politischen Wandels ist es quasi unvermeidbar, sich mit diesen dynamischen Diskursformationen zu befassen. Diese sind zugleich Zugangsmöglichkeit und Produktionsfaktoren sozialer Wirklichkeit, also auch der Körperlichkeit. Für sie geht es also darum den Diskurs über Behinderung als solchen zu dekonstruieren und die DS theoretisch mit den Cultural Studies zu verknüpfen. Davon verspricht sie sich zumindest in dreierlei Hinsicht einen gewinnbringenden Ertrag:

„Zum einen scheint mir hier Identität und Differenz in einen theoretisch schlüssigen Zusammenhang gebracht werden zu können – ein Thema, das sich bereits in meinen Vorüberlegungen zum Kontext Behinderung stellte.

Zum zweiten durchbrechen die Cultural Studies die disziplinäre Forschungslogik ganz bewusst zugunsten eines offenen Zugangs zu ihren sich stets diskursiv in neuen Gestalten und Artikulationen präsentierenden Forschungsparadigmen. Auch der Gedanke der Verabschiedung einer geschlossenen Forschungsdisziplin, die sich mit fest umrissenen Forschungsgegenständen unter Verwendung einheitlicher methodischer Strategien befasst, scheint mir für das Verständnis von Disability Studies fruchtbar gemacht werden zu können. Und drittens bekennen sich die Autorinnen und Autoren, die sich im Diskurs der Cultural Studies wiederfinden, beziehungsweise sich ihnen zuordnen, zu einem politischen Anspruch, der mit der eigenen Arbeit verbunden ist. Dabei stellen sich die Cultural Studies nicht in den Dienst einer bestimmten politischen Ideologie. Vielmehr geht es um Fragen der Strategie möglicher Veränderungen des Bestehenden und um die Dynamik dieser Veränderungen – nicht im sicheren Wissen um die richtige Lösung, sondern im Vertrauen auf die politische Wirksamkeit jeglicher Artikulation und Repräsentation im diskursiven Kampf um Bedeutungen.“ (Bruner 2005: 87)

Der Diskurs über Behinderung stellt ähnlich wie die Kategorien Race, Class und Gender gesellschaftliche Unterscheidungen her und reproduziert diese. Eine diskursanalytische Betrachtung kann den Blick dafür öffnen, dass diese Diskurse stets gleichzeitig anwesend sind und ihre Macht entfalten. Eine Logik, die Benachteiligungen entlang der Kategorien Race, Class, Gender und Body in ihrer Wirkungsweise addiert und den Individuen als Identitätsmerkmale zuschreibt, ist nicht angemessen für ein emanzipatorisches Vorhaben.

Dieses Fazit von Bruner bringt mich von der möglichen Ausgestaltung eines kulturellen Modells direkt zu dem zweiten Schwerpunkt des Vortrags, dem intersektionellen Denken. Auf die Bedeutung der unumgänglichen Materialität von Körpern werde ich im Anschluss daran wieder zurück kommen.

Verschiedene Anliegen eines intersektionalen Denkens

1. Black Feminism: die Interventionen von Women of Color

Es gibt verschiedene Ausgangspunkte für das, was sich heute als Intersektionalität immer mehr in Sozialwissenschaften etabliert. Dementsprechend gibt es auch verschiedene Ursprungserzählungen. Der Begriff Intersectionality geht auf die afro-amerikanische Rechtstheoretikerin Kimberlé Crenshaw zurück. Intersection heißt in der Übersetzung u.a.

Überschneidung, Schnittpunkt oder auch Kreuzungspunkt und Crenshaw regt dazu an, die Metapher der Straßenkreuzung, in der Verkehr aus allen vier Richtungen fließt, für das Denken sich überschneidender Machtachsen zu nutzen. Zitat:

„Discrimination, like traffic through an intersection, may flow in one direction, and may flow in another. If an accident happens in an intersection, it can be caused by cars travelling from any number of directions and, sometimes, from all of them. Similarly, if a black woman is harmed, because she is in the intersection, her injury could result from sex discrimination or race discrimination“ (Crenshaw 1989: 149)

Sie spricht also davon wie Diskriminierung, ähnlich des Verkehrs in einer Kreuzung, mal in die eine und mal in die andere Richtung fließen kann. Wenn nun ein Unfall in der Kreuzung passiert, dann kann dieser von Autos verursacht worden sein, die aus jeder möglichen Richtung oder manchmal aus allen zu gleich gekommen sind. In ähnlicher Weise, kann die Verletzung einer Schwarzen Frau, der etwas zustößt, weil sie in dieser Kreuzung ist, aus rassistischer oder sexistischer Diskriminierung heraus resultieren.

Der wichtigste Startpunkt für die Auseinandersetzungen mit ineinander greifenden Systemen der Unterdrückung sind also politische Kämpfe an verschiedenen Fronten und vor allem die Debatten von Women of Color um Herrschaftskritik. Von zentraler Bedeutung in der Ursprungserzählung ist der Text „A Black Feminist Statement“, der in den 70ern vom *Combahee River Collective* verfasst wurde. Der zeitliche und politische Kontext der Entstehung des Textes war davon geprägt, dass der vorherrschende Feminismus so von weißen Mittelschichts-Positionen durchdrungen und bestimmt – und damit auch so rassistisch – war, dass Women of Color sich nicht darin finden oder repräsentiert fühlen konnten oder zumindest nicht mitgedacht/einbezogen oder viel schlimmer noch: auch aktiv ausgeschlossen wurden. Das Statement des Combahee River Collective enthält den Einbezug verschiedener Machtkategorien, die heute in Verbindung mit Intersektionalität als die gängige Triade ständig genannt werden: Race, Class und Gender, allerdings denken sie auch Sexualität mit. Ich habe bei manchen Ursprungserzählungen aber den Eindruck, dass diese wichtigen politischen Kämpfe zwar erwähnt, aber selten gewürdigt und die Arbeit von Black Feminists noch seltener zitiert wird. Da dieser Text nur in Englisch vorliegt, möchte ich hier einen kurzen Auszug aus dem Statement in der eigenen Übersetzung zitieren:

„Wir erkennen, dass die Befreiung aller unterdrückten Völker der Zerstörung der politisch-ökonomischen Systeme des Kapitalismus und Imperialismus sowie des Patriarchats bedarf. Wir sind Sozialistinnen, denn wir glauben daran, dass Arbeit für das kollektive Wohl aller organisiert sein muss, die die Arbeit verrichten und die Produkte herstellen und nicht für

den Profit der Bosse. Materielle Ressourcen müssen gleichberechtigt unter denen verteilt werden, die diese Ressourcen erschaffen. Wir sind jedenfalls nicht davon überzeugt, dass eine sozialistische Revolution, die nicht gleichzeitig eine feministische und antirassistische Revolution ist, unsere Freiheit garantieren kann.“ (Combahee River Collective 1978: 366)

An anderen Stellen des Textes gehen sie auch auf Heterosexismus als Instrument der Unterdrückung ein und sie sprechen von den vielfältigen Schwierigkeiten, die schwarze Feminist_innen haben, sich entlang dieser vielfältigen Sicht auf Machtverhältnisse zu organisieren und fruchtbare Allianzen mit anderen sozialen Bewegungen bilden zu können. Er stellt somit in vielerlei Hinsicht eine wichtige Intervention und den Einsatz für ein Denken der Mehrdimensionalität und Verknüpfung von Machtachsen dar, nennt dieses aber nicht Intersektionalität. *'interlocking systems of oppression'* (*ineinander greifende Systeme der Unterdrückung*) war der Begriff, den Women of Color eingebracht haben, denn sie sahen darin die Gleichzeitigkeit oder Simultaneität von Unterdrückung – „die ihr Leben im Besonderen und die Gesellschaft im Allgemeinen strukturiere“ (Erel et.al. 2007: 241). Und obwohl diese wichtigen Interventionen von Women of Color in der Entwicklung des Konzepts der Intersektionalität unumstritten und anerkannt sind, so gehen sie zu häufig in gegenwärtigen Intersektionalitätskonzepten in der Nennung der Kategorie 'Race' auf und werden nicht konsequent in Analysen mit einbezogen. Stichwort wäre hier, Critical Whiteness: nur weil 'Weiß' bei der Identitätskonstruktionen beispielsweise empirisch in Deutschland zu meist unerwähnt bleibt, verlieren eben die Privilegien dieser Unmarkiertheit nicht automatisch ihre Wirkmächtigkeit. Der Positionalitätsansatz der Tradition des Black Feminism wird dabei missachtet.

Annita Kalpaka und *Nora Rätzzel* stellten 1985 in ihrem für die deutsche Debatte bahnbrechenden Aufsatz „Paternalismus in der Frauenbewegung?! Zu den Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen eingewanderten und eingeborenen Frauen“ fest, dass eingewanderte Frauen, wie letztlich alle Individuen, in einem aus mehreren Widersprüchen geknüpften Netz leben. Die beiden Autorinnen

„sprachen damals in Anlehnung an die Diskussionen um Rassismus und Sexismus in Großbritannien und USA von einer Verflechtung und Verzahnung von unterschiedlichen Unterdrückungsformen, die die Beziehung unter Frauen prägen. Die Weiße deutsche feministische Theoriebildung und Frauenforschung nahm kaum Notiz von dieser Debatte“ (Erel et.al. 2007: 241).

Umut Erel, Jin. Haritaworn, Encarnación Gutiérrez Rodríguez und Christian Klesse formulieren in ihrem Text „Intersektionalität oder Simultaneität?! - Zur Verschränkung und Gleichzeitigkeit mehrfacher Machtverhältnisse - Eine Einführung“ außerdem, dass der Begriff Intersektionalität heute in der deutschsprachigen Debatte auf eine Art verwendet wird, die versucht, sehr unterschiedliche Diskussionen unter einer Bezeichnung zu fassen. Darin kommen aber nach Erel, Haritaworn, Rodríguez und Klesse Strategien der Hegemonisierung, also das Streben nach einer (weißen-deutschen) Deutungsmacht in der Debatte um Intersektionalität, sowie nicht unerhebliche Bedeutungsverschiebungen zum Tragen:

„Dieser Umgang riskiert (a) die im deutschen Feminismus von minorisierten Frauen angeführten Debatten der 1980er und 1990er Jahre zu verschweigen; (b) diese Interventionen als politische Auseinandersetzung ohne theoretischen Wert zu klassifizieren; (c) die im englischsprachigen Raum in den 1970er und 1980er Jahren von Women und Queers of Color geführten Kämpfe zu 'ent-theoretisieren' und schließlich (d) eine theoretische Kontinuität nur über in institutionalisierten akademischen Netzwerken geführte Debatten zu erzielen. Gleichzeitig führt diese Herangehensweise zu einer unkritischen Betrachtung der Wirkungsweise verschiedener – aus unterschiedlichen historischen Genealogien und gesellschaftlichen Konstellationen hervorgebrachten - Macht- und Herrschaftsmechanismen.“ (Erel et.al. 2007: 239)

Es dreht sich also auch um die sehr wichtige Kritik vor allem an einem akademischen Umgang mit Analysen, die sich eigentlich nur auf eine Auswahl von Kategorien bezogen, andere systematische und strukturelle Machtachsen aber nur beiläufig erwähnen – wie in einer Aufzählung – und sich dabei dennoch als 'intersektional' präsentieren.

Nun stellen sich vielleicht einige die Frage, warum ich 'Intersektionalität' einführe, aber gleichzeitig schon bei der Erzählung ihrer Ausgangspunkte kritisiere. Damit sind wir bei dem Fragezeichen im Untertitel des Vortrags „Race, Gender, Class, Dis-Ability – alles zusammen denkbar!?!“. So einfach ist es eben nicht! Es genügt nicht, Analysen das Label „Intersektionalität“ zu geben, wenn gleichzeitig an feste Triaden gedacht, die Kontextualität aber vernachlässigt wird und dabei neue Ausschlüsse produziert werden. Denn auch wenn Geschlecht, Ethnizität und Sexualität inzwischen als annähernd gleichwertige Achsen der Unterdrückung wahrgenommen werden, bedeutet dies nicht automatisch, dass es auch zu entsprechenden diskursiven und materiellen Umverteilungen gekommen sei:

„Allzu oft fallen 'intersektionale' Diskussionen in eine additive Form zurück, welche mehrfach Minorisierte ausschließt. In dieser Repräsentationspolitik teilen sich weiße Lesben und Männer of Colour, weiße Schwule und heterosexuelle Migrantinnen Diskursmacht auf Kosten von ethnisierten Schwulen, Lesben und Bisexuellen.“ (Erel et.al. 2007: 243)

Aber die Beschränkung auf die Achsen Geschlecht, Ethnizität und Sexualität bringen weitere Probleme mit sich. Die Benennung von Klasse als wichtigem Widerspruch wird zwar in undifferenzierter Weise zumeist noch mitgeführt, aber dies erscheint zunehmend als altmodisch, zeitlich überkommen und in den betreffenden Zeitabschnitt nicht hineingehend. Aber „Machtverhältnisse um Behinderung und Transphobie [werden] oft gar nicht erst als 'intersektional' behandelt. Wo diese Achsen thematisiert werden, beschreiben sie zumeist die Realitäten der privilegiertesten Behinderten und Transleute.“ (Erel et.al 2007: 243) So können freischwebende Intersektionalitätsanalysen nicht nur unnützlich; „sondern für emanzipatorische Wissensproduktion sogar gefährlich sein, indem sie eine Beliebigkeit sozialer Unterschiede postulieren, die sehr gut gegen eine emanzipatorische Wissensproduktion verwendet werden kann.“ (Erel et.al 2007: 245/246). Der benötigte herrschaftskritische Rahmen, der eine klare Analyse spezifischer Unterdrückungsformen mit der Analyse des Ineinandergreifens unterschiedlicher Unterdrückungsverhältnisse verbinden kann, erfordert nach Erel, Hartiorn, Rodríguez und Klesse insbesondere, „eine textuelle Analyse immer auch in eine Analyse der materiellen Bedingungen einzubinden.“ (ebd.: 245) Darauf werde ich im letzten Teil wieder zu sprechen kommen.

Als kurzes Zwischenfazit dieser Entstehungs- und Kritikgeschichte von Intersektionalität, ließe sich also festhalten, dass es fahrlässig ist, Kategorien schon vor der Untersuchung festlegen, gar hierarchisierend anordnen zu wollen oder die üblichen Triaden der Unterdrückungsformen anzurufen; dass die Ausblendung der sozialer und politischer Kämpfe in Theorie- und Methodenentwicklung zu akademischen Zirkelschlüssen führen kann und dass die jeweils spezifischen zeitlichen, materiellen und gesellschaftlichen Kontexte in der Analyse Berücksichtigung finden müssen.

2. Die Interventionen von frauenbewegten Auseinandersetzungen mit Behinderung

Ähnlich der Interventionen von Women of Color gelten auch die von Frauen, die behindert werden, als wichtige Ausgangspunkte für das Streben nach intersektionalen Ansätzen der Herrschaftskritik. Ich werde jetzt deshalb mit den gerade von Erel et.al. angesprochenen und für kritische Analysen wichtigen Machtverhältnissen um Behinderung weiter machen. *Elsbeth Bösl* stellt in ihrem Text „Disability History: Grundlagen und Forschungsgegenstand“ fest, dass die Auseinandersetzungen

mit Behinderung in den 1970er und 80er in ihrer positiv bejahenden und um Ausgleich für die, davor herrschende Miss- und Nichtbeachtung suchenden Art, stark an das feministische Projekt Frauengeschichte (*Herstory*) erinnert. In nahezu ähnlicher Weise und entlang von Auseinandersetzungen im Feminismus haben auch Frauen, die behindert werden, auf die Mehrdimensionalität ihrer Unterdrückung hingewiesen, die im Mainstream-Feminismus dieser Zeit ebenso keine ernsthafte Beachtung fand. *Swantje Köbsell* schreibt in ihrem Text „Eine Frau, ist eine Frau, ist eine Frau. Zur Lebenssituation von Frauen mit Behinderung“, dass erste kritische Analysen zu diesem Thema 1983 erschienen und davor nur etwas vorlag, das sie als 'Bekenntnisliteratur' bezeichnet. Eine vermehrte Beachtung des Themas ab den frühen 90er Jahren, wird von ihr kritisch hinterfragt: Handelt es sich dabei um ein ernstgemeintes Interesse „oder um die 'Entdeckung' einer 'neuen' Randgruppe, nachdem die anderen inzwischen uninteressant geworden sind“ (Köbsell 1993: 33). Obwohl sie sich der Unterschiede in punkto sichtbare vs. unsichtbare und körperlicher vs. geistiger Behinderungszuschreibung, Klassenlage und Ethnizität bewusst ist, beschreibt sie in diesem Text grundlegende Charakteristika der Lebenssituation von Frauen, die behindert werden:

„Zur Charakterisierung der besonderen Situation von Frauen mit Behinderung wird gerne der Ausdruck „Doppelte Diskriminierung“ verwendet, im Englischen 'Double Handicap' (doppelte Beeinträchtigung). Doppelte Diskriminierung, weil sie in Personalunion zwei gesellschaftlichen Gruppen angehören, die Diskriminierungen ausgesetzt sind: Frauen und Behinderten. Dabei vereinen sie nicht nur die Diskriminierungen beider Gruppen auf sich; vielmehr potenzieren sich die Diskriminierungen bei diesem Zusammenspiel. Man könnte sagen, daß sich die traditionelle Diskriminierung von Frauen und Behinderten hier wie durch ein Prisma verstärkt.“ (Köbsell 1993: 34)

Verschiedene Lebensbereiche werden von ihr unter diesem Effekt untersucht und Köbsell stellt heraus, dass Frauen, die behindert werden, sowohl auf dem Arbeits- als auch auf dem Heiratsmarkt benachteiligt sind, d. h. ökonomisch also große Härten hinzunehmen haben; in vielen Fällen der Entscheidung für oder gegen eigene Kinder beraubt werden, sowie normalisierenden und schmerzhaften Zurichtungspraxen und häufig sexueller und/oder häuslicher Gewalt ausgeliefert sind. Die 'prismatische' Verstärkung von Verletzlichkeit entlang der Achsen Behinderung und Geschlecht stehen also im Zentrum, wobei Klasse hier durchaus mitgedacht ist. Die sich zeitlich daran anschließende Dekonstruktion von Behinderung seit den 1990er-Jahren zehrte theoretisch nach Bösl auch aus den Erfahrungen der Geschlechterforschung. Immer mehr Forscher_innen in den Disability Studies zeigen beispielsweise,

„dass nicht soziale Unterschiede auf Behinderung beruhen, sondern vielmehr Behinderungskonstruktionen auf wahr- oder angenommenen Unterschieden. Die essentialistischen Dichotomien von 'behindert/nicht behindert', 'normal/anders', 'naturhafter Körper/Gesellschaft' werden zunehmend als diskursive Projekte der Moderne zurückgewiesen.“ (Bösl 2009)

Mit *Heike Raab* und dem Einsatz der Norm als Herrschaftsmoment kann ich von hier die Brücke zu neueren Ansätzen bauen: denn auch das soziale Modell und Ansätze, denen ein biologisches und dualistisches Verständnis von Geschlecht und Behinderung zu Grunde liegt, können zeigen, dass Normalität, Behinderung und Geschlecht parallel in unterschiedliche soziale Gefüge eingebunden sind und ihre je spezifischen Wirkungen auch auf unterschiedliche Weise entfalten: „Während Behinderung und Geschlecht gesellschaftliche Strukturierungsmerkmale sind, fungieren Normen bzw. Normalisierungsdiskurse gleichsam als deren soziokulturelle Ausdrucksweisen.“ (Raab 2007). Sie schreibt in ihrem Text „Intersektionalität in den Disability Studies. Zur Interdependenz von Behinderung, Heteronormativität und Geschlecht“, der mir leider nicht mit korrekter Seitennummerierung vorliegt, dass die feministische Forschung zu Behinderung als ein Teilgebiet der Gender Studies gesehen werden kann, dort allerdings einen eher randständigen Bereich darstellt. Ihr Ziel sei es, „Behinderung als Analysekatgorie in die Geschlechterforschung zu implementieren“ (Raab 2007). Dieses nicht immer einfache Verhältnis der beiden zu einander und Entwicklungen innerhalb dieses Verhältnisses werden von Rosemarie Garland-Thomsen z. B. in ihrem Text von 2004, „Integrating Disability, Transforming Feminist Theory“ beschrieben. Intersektionalität wiederum in die Disability Studies einzuführen, versteht Heike Raab

„als ein Plädoyer für ein Analysemodell, das mit mehreren, nicht hierarchisch angeordneten Analysekatgorien operiert. In diesem Sinne halte ich es für unerlässlich, das Verhältnis von Behinderung, Heteronormativität und Geschlecht als maßgebliche Referenzsysteme und Ordnungsprinzipien, die soziokulturelle, hierarchische Differenzen produzieren, eingehend zu erforschen.“ (ebd.)

Dazu bedürfe es auch eines multiplen, transdisziplinären Behinderungsbegriffs, mit dessen Hilfe u.a. untersucht werden kann, „ob und inwieweit Behinderung durch Heteronormativität und Geschlecht konstituiert wird und umgekehrt.“ (ebd.) Eine Fokussierung auf 'Behinderung' als Masterkatgorie der Disability Studies, wenn also alles von dieser Katgorie aus gedacht wird, berge die Gefahr nicht nur andere Unterdrückungsweisen wie Homophobie, Sexismus und Rassismus auszublenden. Damit wäre es auch unmöglich andere Unterdrückungsformen

theoretisch integrieren. So ließe „sich mit Behinderung als einziger Analysekategorie beispielsweise nicht klären, inwieweit vorherrschende Alltagsnormen und Diskurse von Gesundheit an Weiß-Sein und heterosexuelle Maskulinität gekoppelt sind und wie dadurch womöglich umgekehrt Behinderung konstruiert wird.“ (ebd.) Aus dieser Sicht erfordert die Auseinandersetzung mit dem Thema Behinderung eine Herangehensweise, „die nicht nur ökonomische, juristische, soziale und subjektivierende Verfahrensweisen des ›Behindert-Machens‹ untersucht“ (ebd.) und damit auch eine interdisziplinäre Ausrichtung. Wenn intersektionales Denken in den DS dem Anspruch einer Analyse der komplexen, gesellschaftlichen Vielschichtigkeit von Macht- und Herrschaftsverhältnissen gerecht werden will, so schlägt Heike Raab vor, sie auch mit Queer Studies und Cultural Studies zusammen zu bringen. Die Perspektiven der Cultural Studies werden geprägt von einem fragmentierten, also brüchigem und nicht einheitlichem Kulturbegriff und der Betonung von der Historizität von Machtverhältnissen. Überschneidungen zwischen Queer Studies und Disability Studies sind hauptsächlich in körpertheoretischen Betrachtungen und im Hinblick auf kulturelle und vermachtete Unterscheidungsweisen von Körpern auszumachen. Während ausgeschlossene und verworfene sexuelle und geschlechtliche Existenzweisen das Zentrum von queerer Betrachtung sind,

„so bilden die Variationen ausgeschlossener Körper, die gemeinhin in unserer Kultur als behindert bezeichnet werden, das Forschungsfeld der Disability Studies. [...] Des Weiteren werden in den Queer Studies ebenso wie in den Disability Studies die medizinische Definitionsgewalt über Körper bzw. Körperzustände und die damit verbundenen kulturellen Normen und Normalisierungsprozesse in Frage gestellt.“ (ebd.)

Durch den nicht ganz zu Ende gedachten sexualitätstheoretischen Ansatz der Queer Studies, der verpasst auf die Aberkennung von Geschlecht von Menschen, die behindert werden einzugehen, kann also eine produktive Weiterentwicklung der Disability Studies stattfinden, während die Analysekategorie Behinderung es ermöglicht Leerstellen in den Queer Studies aufzudecken. Vor dem Hintergrund einer interdisziplinären Herangehensweise wird es mit Heike Raab also möglich Behinderung im Kontext vielfältiger kultureller Formen und den entsprechenden gesellschaftlicher Macht- und Hierarchisierungsweisen zu untersuchen.

„Demnach sollte Behinderung als eine soziokulturelle Praxis untersucht werden, in die Macht und soziale Ungleichheit gleichsam eingelassen sind. In dieser Sichtweise ist Behinderung aber auch ein Modus, innerhalb dessen sich verschiedene soziale Gruppierungen ausdrücken und versuchen, durch Abgrenzungsprozesse Differenz hervorzuheben und zu

behaupten. Auf diese Weise wird Behinderung ein vielstimmiges (plurales), stets umstrittenes und komplexes gesellschaftliches Konstrukt, das seine Prozesshaftigkeit sichtbar macht. Behinderung kann so als hochgradig differenzierte und vielfach gegliederte soziokulturelle Formation verstanden werden und nicht als ein homogenes Ganzes.“ (Heike Raab 2007)

Auch Elsbeth Bösel hebt hervor, dass sich mit einem kulturellem Modell von Behinderung erforschen lässt, „wie bestimmte sinnlich wahrnehmbare oder unterstellte Merkmale eines Menschen – verkörperte Andersheiten – in sich wandelnden historischen und kulturellen Kontexten bewertet werden und wie daraus in komplexen Benennungsprozessen die Zuschreibung Behinderung entsteht.“ (Bösl 2009)

Die Bedeutung von Körpern und was folgt daraus für ein kulturelles Modell von Behinderung?

Ein kulturelles Modell von Behinderung sollte aber weiterhin anerkennen, dass materielle Barrieren eine wichtige Rolle spielen, denn diese können Menschen weiterhin in ihren Lebensvollzügen beschränken. Vor allem in Deutschland greift das soziale Modell von Behinderung noch nicht stark genug, um auf den Ebenen gesellschaftliche Teilhabe, Arbeitsmarkt und Chancengleichheit den Alltag von Menschen, die behindert werden, verbessern zu können. Deshalb möchte ich mich keinesfalls für einen Abkehr oder die Verwerfung des sozialen Modells von Behinderung aussprechen. Doch hinter jeder Form von Materialität stehen eben auch Ideen, Diskurse und Normierungen, weshalb ein Teil der kulturwissenschaftlich orientierten Studien auch explizit diskurstheoretisch oder -analytisch ausgerichtet ist. Dies hatte ich mit dem Bezug auf Anne Waldschmidt und Claudia Franziska Bruner für die Entstehung eines kulturellen Modells von Behinderung vorher schon erläutert.

Die Befürchtung von Kritikern des (sozio)kulturellen Modells, dass die hier entstehenden Studien zu sehr auf die Analyse von Texten ausgerichtet seien und die Lebenswirklichkeit von Menschen mit Behinderungen nicht genügend berücksichtigten, muss ernstgenommen werden. Es darf also nicht passieren, dass der menschliche Körper gänzlich in soziokulturelle oder diskursive Vorgänge aufgelöst und dabei seine Materialität entweder geleugnet oder das Körperliche ausgeklammert wird. Dies birgt erneut das Risiko, das medizinische/individuelle Modell letztlich unter neuen Vorzeichen zu reproduzieren. (vgl. Bösl 2009)

Bösl schlägt deshalb vor, hier das Konzept von *Embodied Difference* oder verkörperter Andersheit zum Einsatz zu bringen. Demnach müssen Körper und Behinderung weder starr als identisch angenommen, noch strikt voneinander getrennt wahrgenommen werden: „Im Gegenteil,

körperliche Andersheiten lassen sich als Faktoren im historischen Prozess greifen. So kann erarbeitet werden, welche Rolle die an Körpern wahrnehmbare Andersheit bei der Konstruktion von Behinderung spielt." (ebd.)

Als Beispiele dafür, wie das funktionieren kann, nennt sie die Beiträge in dem von Rosemarie Garland-Thomson herausgegebenen Sammelband „Freakery. Cultural Spectacles of the Extraordinary Body“ oder die theoretisch von den Queer und Postcolonial Studies beeinflusste literaturwissenschaftliche Studie von Rachel Adams „Sideshow USA: Freaks and the American Cultural Imagination“. Diese demonstrieren zudem, dass Konstruktionen von Behinderung stark auf Visualisierungsprozessen beruhen und zeige dabei auch auf die vielfältigen und sich teilweise paradox erscheinende Überträge zwischen wissenschaftlichen und populären Visualisierungen.

Hier stehen also Repräsentationspolitiken im Vordergrund, welche – und zwar nicht unkritisch oder unumstritten – auch schon seit der frühen 90er Jahren ein zentraler Teil der Queer Politics sind. In der Vorbereitung habe ich die Forderung nach neuen und selbst-ermächtigenden Arten der Repräsentation auch in einem anderen Text von Garland-Thomson von 2004 gefunden. Dort sprach sie sich für Sichtbarkeitsstrategien in populären Formaten wie Werbungsplakaten aus, denn Werbung mit Bildern von schönen *und* behinderten (High)Fashion Models würden eine möglichst weite Verbreitungen erreichen und damit den Blick stören und das Bewusstsein sensibilisieren können. Und ja, es sind sehr zentrale und auch unhintergehbare Auseinandersetzungen darum, wie Körper wahrgenommen werden. Deshalb ist eine selbstbestimmte Form der Repräsentation auch so wichtig für Menschen, die behindert werden. Allerdings gilt es hier die Gefahr der Vereinnahmung und Überführung von subversiven Strategien in die Marktförmigkeit oder in Normalisierungsdiskurse im Blick zu behalten. Auch Heike Raab hat ihrem Text „Shifting the paradigm“ von 2010 Überlegungen zu Body Politics zwischen Selbstermächtigung und Selbstkontrolle angestellt. Sie schreibt, dass Selbstermächtigungspolitiken bei medialen Versuchen Körper zu ent-normalisieren mit allerlei Fallen und Stolperstricken konfrontiert sind und zwar insbesondere dann, wenn sie auf hegemoniale Repräsentationsordnungen stoßen. Denn genau „aus diesem Grund gelangen häufig nur bestimmte Darstellungsweisen von Behinderung in die Medien und damit in die Öffentlichkeit“ (Raab 2010: 90). Sie hebt den wichtigen Punkt hervor, dass auch queerende Repräsentationen, wie das von ihr gewählte Bild einer Frau im Rollstuhl, die von einer zweiten Person, wahrscheinlich auch weiblichen Geschlechts umschlungen wird, die Norm nur unterlaufen können, weil sie sich zu ihr ins Verhältnis setzen lassen müssen. Das Verhältnis von normierendem Mainstream und subvertierender Subkultur ist als ein gegenseitiger Verweisungszusammenhang zu verstehen, denn „zwischen hegemonialen Normen und der Opposition dazu besteht ein Abhängigkeitsverhältnis“ (Raab 2010: 91). Auch die ent-normalisierende Wirkung von Queerness ist in hohem Maße kontextabhängig und subkulturelle Körperpolitiken sind eben nicht nur selbstermächtigend: „Wie alle Versuche entnormalisierender Körper-Einschreibungen durch

Sichtbarkeit und Öffentlichkeit, bergen auch sie die Gefahr einer neuerlichen Festschreibung von Repräsentation – und sei es bloß als subkulturelle Szene-Norm.“ (Raab 2010: 92)

Aber Repräsentation ist nicht alles, auch wenn Wahrnehmung/kulturelle Produktion und positive selbstermächtigende Repräsentationen wichtige Bezugspunkte sein können, von denen aus ein Leben mit Behinderung nicht mehr als 'dringend zu lösendes Problem' gedacht werden muss.

Robert Gugutzer und *Werner Schneider* wollen in ihrem Aufsatz. „Der 'behinderte' Körper in den Disability Studies. Eine körpersoziologische Grundlegung“ die Perspektive eines wechselseitigen Durchdringungsverhältnisses von Körper und Gesellschaft stark machen. Demnach sei der menschliche Körper analytisch sowohl als Produkt als auch Produzent von Gesellschaft zu fassen. Für ihren körpersoziologischen Ansatz nehmen sie *Körperdiskurs*, *Körperpraxis* und *Körpererfahrungen* als zentrale Analysedimensionen her. (Gugutzer/Schneider 2007: 36/37) Auf der Ebene des Körperdiskurses stehen leibliche Zuschreibungen, kollektive Deutungsmuster und Alltagsvorstellungen über Körper im Mittelpunkt. Dabei haben sie die machtvollen Wissensproduktionen über Körper im Blick. Unter Körperpraxis verstehen sie körperliche und alltägliche Routinehandlungen, die aber entlang solcher Strukturierungsmechanismen wie bspw. Din-Normen tatsächlich häufig auch nur für 'NormKörper' reibungslos ablaufen können und Körper, die der Norm nicht entsprechen, müssen sich anpassen oder werden angepasst. Auf dieser Ebene siedeln sie auch die körperliche Selbstdarstellung an „die im Alltagsleben von jedem Gesellschaftsmitglied zumeist unbewusst geleistet wird, verwandelt sich so unter Umständen zur bewusst einzusetzenden Interaktionsstrategie, zur gezielten und mehr oder weniger durchgängig zu betreibenden Identitätspolitik“ (Gugutzer/Schneider 2007: 42/43). Die dritte Dimension auf dieser Ebene körperlichen Handelns, in der der Körper stärker als Akteur fungiert, ist der *Körpererfahrsinn*. „Damit ist ein Handeln diesseits bewusster Kontrolle gemeint, ein vorreflexives, eigenwilliges, aber gleichwohl sinnhaftes Agieren des Körpers, das entweder den situativ gegebene Erwartungsstrukturen entspricht oder widerspricht.“ (ebd.: 43). Mit diesem Blick auf Körper als eigensinnige Akteure erschließen sich die jeweils herrschenden Normalitätsrahmen einer Gesellschaft. Auf der Analyseebene der Körpererfahrung schließlich soll der Körper auch als Subjekt leiblicher Erfahrungen in den Blick genommen werden können. Körper sind in ihrer Selbstwahrnehmung zum Einen abhängig von der kulturell vor-gedeuteten Welt, zum Anderen werden in der Selbstwahrnehmung aber auch die personale Identität entwickelt und aufrecht erhalten. Besonders zentral sind hier aber das Was und Wie der leiblichen Selbsterfahrung. „Für diese Perspektive ist unter einem biographischen Gesichtspunkt nicht zuletzt die Differenz zwischen angeborener und erworbener körperlicher Behinderung von entscheidender Bedeutung“ (ebd.: 46). Mit diesem sehr ausdifferenzierten Blick auf Körper und wenn alle diese Dimensionen begriffen werden, kann auch das Verhältnis leiblicher Körper und Weltbezug differenziert analysiert werden.

Deutlich ist geworden, dass Körper in einem komplexen Verhältnis zwischen Diskurs und Materie – Macht und Subjektivierungspraxen, in die Welt geworfen werden aber auch die Welt um sich miterschaffen. Kategorien der Zuschreibung, wie Gender, Sexualität, Ethnizität, Gesundheit, Alter spielen dabei jeweils spezifisch und nicht gleichermaßen eine Rolle. Ein kulturelles Modell von Behinderung kann darauf eingehen und muss eben nicht die Entscheidung Materie oder Diskurs fällen, sondern kann beides kritisch aufeinander beziehen. So schließe ich jetzt meinen Vortrag mit einem Plädoyer für die Kontextualität von Analysen und gegen festgeschriebene Verfahrensweisen.

Was kann das für akademische und politische Praxen heißen?

Intersektionale Analysen sollten sich also meines Erachtens nicht an einem vorher festlegten Kategorien die Körper 'umkreisen' abarbeiten, sondern fähig bleiben flexibel auf den jeweiligen Kontext des Untersuchungsgegenstands eingehen. Menschen und gesellschaftliche Strukturen stehen in einem nicht immer vorhersehbaren Verhältnis und gerade für die DS scheint es nötig, normalisierenden Vordeutungen und Homogenisierungen eben schon in Theorie- und Methodenentwicklung zu vermeiden. Dafür ist es wichtig in jedem Kontext immer wieder aufs Neue zu verstehen, wo und auf welche Art Machtverhältnisse gerade zum Tragen kommen und wie diese wahrgenommen oder auch durchkreuzt werden. Wissenschaftler_innen, denen daran liegt Dominanzverhältnisse nicht fort zu schreiben, sollten sensibel und aufmerksam nach Privilegien forschen und damit umgehen. Sowohl mit den eigenen als auch wie mit Privilegien, die aus Interviews oder anderem zu untersuchenden Datenmaterial sprechen; aber vor allem auch mit denen, die aus theoretischen Grundlegungen mitübernommen und ausgespielt werden könnten. Ich denke dabei z.B. an Interviewsituationen, als eines der zentralen Erhebungsinstrumente in den Sozialwissenschaften. Wer mit wem wie spricht, ist nie 'machtfrei' und besonders dann nicht, wenn weiße und gesunde Personen mit Menschen sprechen, die als behindert, zu alt oder entlang der Kategorie 'race' geandert werden. Der Gedanke ist uralte, aber die Erfahrungen der Verletzung und Veränderung setzten sich ja weiterhin in Klassenzimmern, der S-Bahn aber auch in Uniräumen fort und immer sind es ineinandergreifende Machtverhältnisse, die auf Menschen und ihre Körper gerichtet werden. Ein sensibler und differenzierter Umgang mit Körpern sollte also nicht nur in den DS, sondern auch im intersektionalen Denken eine besondere Rolle spielen. Gerade die wissenschaftliche Thematisierung von Körpern und ihren 'Markierungen' schreibt sich in die Körper ein und wird so Teil sozialer und kultureller Produktionsbedingungen. Die große Aufgabe und Herausforderung ist wahrscheinlich, dabei weder festschreibend noch naturalisierend zu agieren und sowohl die Körperdiskurse als auch die eigensinnigen körperlichen Praxen und Körperwahrnehmungen mit einzubeziehen, um eben genau der hier schon beschriebenen Spannung zwischen Körpern als Produkten und Produzenten von Gesellschaft gerecht werden zu

können.

Die Arbeit von Claudia Franziska Bruner an biographischen Interviews mit Frauen mit sichtbaren körperlichen Mobilitätseinschränkungen, liefert für diesen sensiblen Umgang wichtige Einsichten. Sie fordert „Körperbehinderung als eine Kategorie zu begreifen, die im Sinne von Fremd- und Selbstzuweisungen funktioniert und damit im Rahmen von Alltagserfahrungen Bedeutung(en) im Zuge von Identitätsarbeit und Subjektbildungsprozessen erlangt“ (Bruner 2005a: 36). So kann Körperbehinderung also „nicht nur als Mittel zum Zweck gesellschaftlicher Exklusion (oder mit gönnerhaftem Gestus seitens einer Mehrheit gewährter Inklusion)“ (ebd.), sondern ebenso als zentraler Bestandteil von Selbstpositionierungen gesehen werden. Bruners biographische Analysen legen sowohl das Ringen um verschiedene Lesarten von Körpern als auch den möglichen strategischen Einsatz des behinderten Körpers frei. Daraus kann sie auch wichtige Orientierungspunkte für diese Art der Forschung und Theoriebildung formulieren:

„- Der Blick auf die Logik der Differenzsetzungen, der sich die befragten Frauen ausgesetzt sehen und der sie sich in unterschiedlichen Lebensphasen und Lebenssituationen aussetzen.

- Die Dekonstruktion der Bedeutungen, die dem Körper im Kontext anderer wirksamer Differenzkategorien zugewiesen werden.

- Die Rekonstruktion der diskursiven Strategien, die gesellschafts- und identitätspolitisch zur Anwendung gelangen, um sich in unterschiedlichen Kontexten und Situationen zu positionieren beziehungsweise positioniert zu werden.

- Die Analyse der Konstruktion behinderter Körper vor dem Hintergrund von fortschreitenden und etablierten Gleichstellungs- und Toleranzdiskursen.“ (Bruner 2005a: 48)

Selbst aus der Queer Theory kommend und mit dem Blick auf die Komplexität eines kulturellen Modells von Behinderung, war ich in der Vorbereitung des Vortrags auch auf der Suche nach gemeinsamen politischen und theoriepolitischen Strategien, die dem gerecht werden könnten. Ohne dabei auch nur annähernd zu schlüssigen Antworten gekommen zu sein, möchte ich abschließend Heike Raabs Vorschlag, *Geschlecht zu konfiszieren* als einen interessanten Ansatzpunkt dafür stark machen und wahrscheinlich kommen aus den DS noch viel mehr, die bisher nicht wirklich beachtet wurden. Arbeiten an möglichen Verbindungen zwischen Disability und Queer Studies gibt es noch nicht so viele, neben denen von Heike Raab sind mir nur die von Robert McRuer bekannt. Solidarität mit Raabs Intervention und Unterstützung könnte queer beispielsweise leisten, indem ihre Kritik an Butlers Konzept der Vergeschlechtlichung und der Strategie 'Parodie von Geschlecht' ernst genommen wird. Denn so sehr wir uns und unsere Körper auch an geschlechtlichen Normen abarbeiten müssen, so bleibt es doch eine privilegierte Positionierung, dies tun zu *können*. In diesem Zusammenhang könnten sowohl queere Theoriebildung als politische Praxen entwickelt werden, die sich des Themas 'Geschlecht konfiszieren' aus den verschiedensten Blickwinkeln annehmen. Konsequenterweise 'intersektional'

gedacht, erfordert dies je nach räumlicher und zeitlicher Verortung auch kontextuell sensible Analysen sowie entsprechend noch zu erfindende diskursive und körperliche (Repräsentations)Strategien. Ob sich parodistische Formate dafür eignen, möchte ich bezweifeln. Allerdings scheint mir Bündnispolitik auch hierfür wiederum von zentraler Bedeutung. Bündnisse, die ermächtigende und selbstbestimmte Strategien unterstützen und weiterzuentwickeln helfen, sie aber nicht mit einer einvernehmenden Haltung angehen.

Interdisziplinär zwischen den Disability, Queer und Cultural bzw. Critical Whiteness Studies könnten dann auch entsprechende theoretische Ausarbeitungen geleistet werden. Im Kontext akademischer Zusammenarbeit allerdings, besteht wieder mal die Gefahr, dass eventuell entstehende Forschungsprojekte und Stellen, bei einer Etablierung von neuen Arbeits- und Forschungsfeldern dann wieder nur mit oder von Menschen, die nicht behindert werden und weiß sind, besetzt oder eingenommen werden. Es würde also von Anfang gelten, all diese vereinnahmenden Tendenzen im Blick zu behalten und nicht zu zulassen, denn sonst würden die strukturellen Ausgrenzungen nur ein neues Kapitel erhalten und fortgeschrieben werden.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

Literaturverzeichnis

Bösl, Elsbeth (2009): *Dis/ability History: Grundlagen und Forschungsgegenstand*

[http://hsozkult.geschichte.hu-](http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=1113&type=forschungsberichte&sort=datum&order=down&search=b%C3%B6sl)

[berlin.de/forum/id=1113&type=forschungsberichte&sort=datum&order=down&search=b%C3%B6sl](http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=1113&type=forschungsberichte&sort=datum&order=down&search=b%C3%B6sl)

Bruner, Claudia Franziska (2005): *KörperSpuren. Zur Dekonstruktion von Körpern und Behinderung in biografischen Erzählungen von Frauen*, Bielefeld.

Bruner, Claudia Franziska (2005a): Körper und Behinderung im Diskurs, in: *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 1: 33-53.

The Combahee River Collective (1978): *A Black Feminist Statement*, in: Zillah Eisenstein (Hrsg.): *Capitalist Patriarchy and the Case For Social Feminism*: 362-372.

Crenshaw, Kimberle (1989): *Demarginalizing the Intersection of Race and Sex. A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine*, The University of Chicago Legal Fourm: 139-167.

Erel, Umut/Haritaworn, Jin./Gutiérrez Rodríguez, Encarnación/Klesse, Christian (2007): *Intersektionalität oder Simulaneität?! – Zur Verschränkung und Gleichzeitigkeit mehrfacher Machtverhältnisse*, in: Hartmann u.a. (Hrsg.): *Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht*, Wiesbaden, 239-250.

Garland-Thomson, Rosemarie (2004): *Integrating Disability, Transforming Feminist Theory*, in: dies./Hutchison, Beth (Hg.) *Gendering Disability*, New Brunswick: 73-103.

Gugutzer, Robert/Schneider, Werner (2007): *Der behinderte Körper in den Disability Studies. Eine körpersoziologische Grundlegung*, in: Anne Waldschmidt, Werner Schneider (Hg.) *Disability Studies, Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung*, Bielefeld: 31-53.

Kalpaka, Annita/Räthzel, Nora (1985): *Paternalismus in der Frauenbewegung?! Zu den Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen eingewanderten und eingeborenen Frauen*, In: *Informationsdienst für Ausländerarbeit*. Nr. 3: 21-27

Köbsell, Swantje (1993): *Eine Frau ist eine Frau, ist eine Frau, ist eine Frau. Zur Lebenssituation von Frauen mit Behinderung*, in: Barwig/Busch (Hg.) *Unbeschreiblich weiblich? Frauen unterwegs zu einem selbstbewussten Leben mit Behinderung*, München: 32-40

Raab, Heike (2007): *Intersektionalität in den Disability Studies. Zur Interdependenz von Behinderung, Heteronormativität und Geschlecht*, in: Anne Waldschmidt, Werner Schneider (Hg.) *Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung*, Bielefeld.

Raab, Heike (2010): *Shifting the Paradigm: „Behinderung, Heteronormativität und Queerness“*, in: Jutta Jakob, Swantje Köbsell, EskeWollrad (Hg.) *Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht*, Bielefeld: 73-94.

Waldschmidt, Anne (2005): *Disability Studies: Individuelles, soziales und/oder kulturelles Modell von Behinderung*, in: *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 1: 9-31.